

(Nachdruck verboten.)

67

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Mrs. Barfield oder, wie man sie nannte, die „Heilige“, gehörte gleich Esther der Sekte an, die unter dem Namen der Plymouthbrüder bekannt war. Sie war die Tochter eines Pächters des alten Squires gewesen, eines sehr alten Mannes Namens Elliot. Dieser Elliot hatte sein Lebenlang auf einer armen Farm verbracht, war mit niemand befreundet und hatte sich stets mit allen tüchtig herumgeschlagen, namentlich mit dem Squire und den armen Holzdieben. Noch jetzt sah man ihn mitunter auf den Bergen spazieren gehen, in einem langen, schwarzen, fest zugeknöpften Rock und einem tief über das dünne graue Gesicht herabgezogenen weichen Filzhut. Die hübsche Fanny Elliot hatte das Herz des Squires gewonnen, als er sie zum erstenmal sah; von da an fand er stets einen Vorwand, um nach dieser Farm zu reiten; man sah ihn oft, sehr oft den Weg dahin nehmen, aber bevor Miß Elliot versprach, Mrs. Barfield zu werden, mußte der Squire ihr versprechen, der Brüderchaft beizutreten und niemals wieder zu wetten. Die jetzigen Mitglieder der Familie Barfield erklärten, daß diese Heirat den sozialen Ruin der Familie bedeutete, aber weniger beteiligte Zuschauer nannten es eine sehr passende Heirat, denn sie hatten nicht vergessen, wie kaum drei Generationen zurück die Barfields nichts anderes gewesen waren, als Fuhrhalter; erst die vorige Generation war in den Rang der besseren Familien emporgestiegen, und ihre Feinde und Neider behaupteten, daß sie in dieser Generation schon auf ihr ursprüngliches Niveau zurückgesunken wären.

Der Squire hielt eine Zeitlang sein Versprechen. Die Rennpferde verschwanden aus den Ställen von Woodview, und erst nach der Geburt seiner beiden Kinder geschah es, daß er eines seiner Jagdpferde in einem Steeplechaserennen mitlaufen ließ; von da an dauerte es gar nicht lange und der Rennstall in Woodview war wieder voll. Es gab Tränen, Streit und Zank, aber die Zeit verlangt Konzessionen von einem jeden. Mrs. Barfield zankte sich nicht mehr mit ihrem Manne wegen seiner Rennpferde, wofür er sie wiederum nicht mehr an der Ausübung ihrer religiösen Pflichten hindern durfte. Sie konnte zu ihren religiösen Versammlungen gehen, wann sie wollte, und die Bibel lesen, wann und wo es ihr gefiel.

Zu ihren Gewohnheiten gehörte es, die weiblichen Dienstboten jeden Sonntagnachmittag eine halbe Stunde im Bibliothekszimmer zu versammeln und ihnen das Leben Jesu zu erklären. Mrs. Barfields Güte leuchtete förmlich aus ihrem kleinen ovalen Gesicht hervor. Ihr rötlich-blondes Haar wurde am Scheitel schon dünn und sie trug es glatt hinter die Ohren zurückgestrichen, so wie man es auf alten Bildern sieht. Obwohl sie fast fünfzig Jahre zählte, war ihre Gestalt fast so schlank wie die eines jungen Mädchens. Esther fühlte sich durch ihren religiösen Glauben zu ihr hingezogen, und wenn beim Beten ihre Blicke einander begegneten, begrüßten sie sich in dem Gefühl tiefster Uebereinstimmung. Eine ganze Welt von Freude begann sich jetzt in Esthers Herz hineinzufließen. Sie wußte jetzt, daß sie nicht länger allein und einsam unter Fremden war, sie wußte, daß sie und ihre Herrin durch ein starkes Band verbunden waren. Der Anblick Mrs. Barfields erfüllte sie mit Erinnerungen an ihre fromm verlebte Kinderzeit; sie sah sich wieder wie damals in dem alten Trödelladen, wie sie sich da in einer Atmosphäre von Frömmigkeit und Beten bewegte, wie sie die herrliche fromme Geschichte wieder und wieder hörte und wie sie in dem Glauben an diese Geschichte herangewachsen war. Glückselig beantwortete sie die Fragen, die ihre Herrin an sie richtete, und erfreute jene durch ihre gründliche Kenntnis des heiligen Buches. Aber Mrs. Barfield hatte die Sitte eingeführt, die Mädchen abwechselnd einige Verse aus dem Neuen Testament laut vorlesen zu lassen, und Esther fühlte, daß man ihr nun ihr Geheimnis bald entreißen würde. Eines Tages hatte Sarah einen Vers gelesen und Mrs. Barfield hatte ihn erklärt; jetzt las Margarete; während Esther zuhörte, dachte sie nach, ob sie nicht Krankheit vorzükühen sollte, um schnell

das Zimmer verlassen zu können, aber sie hatte nicht den Mut dazu; und während sie noch voller Angst und Aufregung darüber nachsann, rief ihr Mrs. Barfield schon zu, weiterzulesen. Tief beschämt über die Blöße, die sie sich nun geben mußte, ließ sie den Kopf hängen, und als Mrs. Barfield ihr noch einmal sagte, weiterzulesen, schüttelte sie den Kopf.

„Können Sie nicht lesen, Esther?“ hörte sie eine gütige Stimme fragen, und der Klang dieser Stimme schien die gewaltsam zurückgedrängten Empfindungen plötzlich freizugeben, so daß das Mädchen, anstatt zu antworten, in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach. Sie litt unsäglich und empfand jetzt nur noch dieses Leiden, bis eine gütige Hand sie faßte und aus dem Zimmer führte. Und diese Hand war es auch, welche die Bitterkeit aus ihrem Herzen hinwegwuschte, die darin aufgequollen war, als sie das Nichern der andren Mädchen vernommen hatte. Es wurde Mrs. Barfield nicht leicht, sie zum Sprechen zu bringen. Aber schon die ersten Worte, welche Esther äußerte, zeigten ihrer Herrin, daß auf dem Herzen dieses Mädchens weit mehr lastete, als sie in wenigen Momenten erzählen konnte.

Mrs. Barfield entschloß sich, die Sache gründlich zu untersuchen, und zwar sofort. Sie schickte die andren Mädchen hinaus und ging mit Esther in das Bibliothekszimmer zurück.

Esther sagte ihrer Herrin alles; wie unendlich viel sie für Mrs. Latach arbeiten mußte, wie die andren Dienstboten sie verspotteten und verfolgten wegen ihrer Frömmigkeit. Während der Unterhaltung fiel auch eine Anspielung auf die Rennpferde, und Esther sah bei dieser Gelegenheit einen Ausdruck von Stummer auf Mrs. Barfields Antlitz.

„Ich will Sie Lesen lehren, Esther,“ sagte sie. „Jeden Sonntag nach unsrer Bibestunde, wenn die andren fort sind, werde ich Sie eine halbe Stunde unterrichten; es ist nicht schwer; Sie werden es bald lernen.“

Und von nun an widmete Mrs. Barfield wirklich jeden Sonntagnachmittag eine halbe Stunde dem Unterricht ihres Küchenmädchens. Diese halben Stunden waren wie helle Sonnenblicke in den langen Arbeitswochen des Dienstmädchens; lag ein solcher Sonnenblick kaum hinter ihr, so sah sie schon den Kommenden vor sich schimmern. Aber obwohl sie einen ganz guten Verstand besaß, machte Esther keine schnellen Fortschritte, und all ihr Fleiß und ihr Wunsch, zu lernen, schienen ihr kaum zu helfen. Mrs. Barfield war erstaunt über die Langsamkeit in den Fortschritten ihrer Schülerin und schrieb es ihrer eignen Unfähigkeit im Unterrichten und der kurzen Zeit, die sie dem Unterricht nur widmen konnte, zu. Esthers Unfähigkeit, Silben zusammenzusetzen und Worte zu begreifen, war auffallend. Es war seltsam, wie alles, was gedruckt oder geschrieben war, sie nur zu verwirren schien.

IV.

Esthers Stellung in Woodview war nun eine ganz sichere geworden. Die übrigen Dienstboten erkannten die Thatsache an, aber gewannen sie darum nicht lieber. Mrs. Latach hinderte sie nach wie vor, so viel sie konnte, etwas von ihr zu lernen, nur wagte sie nicht, sie auch jetzt noch überanzustrengen. Von Mr. Leopold sah sie fast so wenig wie von den Herrschaften oben, nur im Korridor begegnete sie ihm mitunter, sonst sah er meist in seinem kleinen Büffettzimmer. Dorthin begab sich „Ginger“ sehr oft, um zu rauchen, und durch die halb offen stehende Thür konnte Esther seine dünne Figur sehen, die auf dem Tische saß und mit den Beinen schaukelte. In der Küche bildete Mr. Leopolds tiefes Wissen ein unerforschliches Thema der Bewunderung. Seine Erinnerungen an die Rennen von vor mehr denn dreißig Jahren interessierten alle. Er hatte all die früheren berühmten Rennpferde gekannt, die der „Alte“ besaßen, trainiert und geritten hatte, und wußte Dutzende von Anekdoten über die Pferde und ihre Besitzer zu erzählen. „Gingers“ Antlitz beschattete sich stets, wenn seines Vaters Reitkunst gelobt wurde, und wenn er alsdann das Büffettzimmer verließ, kicherte Swindles in sich hinein.

„Wenn ich „Ginger“ ärgern will, sage ich immer nur: Ah! Niemals wird es wieder einen Gentleman-Jock*) geben, der so famos reitet, wie der „Alte“ in seiner besten Zeit!“

*) Herrenreiter.

Alle saßen sie gern im Büffettzimmer, und um es Mr. Leopold recht behaglich zu machen, pflegte Mr. Swindles das Wolfsfell, das zum Wagen gehörte, mit hereinzubringen und über Mr. Leopolds Lehnstuhl zu breiten; und der kleine Mann mit dem gelben Gesicht rollte sich dann recht behaglich hinein und diskutierte, während er seine lange dünne Pfeife rauchte, die Pro und Kontra des nächsten Rennens; wenn „Ginger“ ihm widersprach, ging er zu dem Büffett und entnahm einer Schublade einen Jahrgang von „Bells Life“ oder einige Nummern vom „Sportsman“.

In Mr. Leopolds Büffett hatte wohl seit vierzig Jahren kein Mensch einen Blick hineinwerfen dürfen; er hütete es sorgsam vor jedermanns Augen, und es schien die mannigfaltigsten Sachen zu enthalten, denn fast alles, was man verlangte, holte er von dort hervor; es schien die Nützlichkeit eines Porzellan- und Eisenladens mit der einer Apotheke zu verbinden.

Das Büffettzimmer hatte seine ganz besondere Etikette und Disciplin. Die kleinen Jockeyjungen wurden hier nur selten zugelassen, außer wenn er die Absicht hatte, zum Stiefelwischen oder Messerputzen sich ihrer Dienste zu versichern. William aber durfte hereinkommen und war sehr stolz auf dieses Recht. Für diese halbe Stunde im Büffettzimmer gab er jederzeit mit Freuden den Spaziergang mit Sarah auf. Als aber Mrs. Latch von seinen Besuchen dort hörte, beschattete sich ihr Gesicht, und der Lärm, den sie mit ihren Töpfen und Kesseln machte, war fürchterlich. Mrs. Barfield hatte das gleiche Entsetzen vor dem Büffettzimmer wie ihre Köchin und nannte Mr. Leopold nur „jenen kleinen Mann“. Obwohl er nach außen hin der Haushofmeister war, hatte er doch nie aufgehört, des „Alten“ persönlicher Diener zu sein. Er war ein übriggebliebenes Inventarstück aus Mr. Barfields Junggejellenleben, und Mrs. Barfield schrieb es seinem Einfluß allein zu, daß ihr Mann zum Laster des Wetzens und Rennens zurückgekehrt war. Legenden verhängnisvollster Art hatten sich um Mr. Leopold und sein Büffettzimmer schon lange gebildet, und Esther hielt in ihrer naiven Denkweise gar bald diesen kleinen Raum mit seinem Tabatsqualm und überall herumstehenden Branntweingläsern für ein Symbol von allem Gottlosen und Sündhaften, und wenn sie an der Thür vorüber mußte, hielt sie sich die Ohren zu, um das laute Reden nicht zu hören, und senkte instinktiv die Blicke zu Boden.

Liebe zu Gott und Gottesfurcht waren die stärksten Principien Esthers, aber wir sind doch zuerst Menschen, dann Christen; die menschliche Natur ist stärker als der stärkste Puritanismus, und in dieser Zeit war Esther vor allen Dingen ein blühendes junges Mädchen. Ihre zwanzig Jahre stürmten in ihr; sie war jetzt nicht mehr übermüdet, und neues frisches Blut floß in ihren Adern; sie sang heiter bei ihrer Arbeit und erfreute sich an dem Blick in den Hof, den sie dabei hatte. Sie sah den jungen Vögeln zu in den grünen Bäumen und Sträuchern, dem Gärtner, der hin und her ging mit Pflanzen und Blumen in den Händen, den Katzen, die in der Sonne saßen und sich reckten oder den jungen Damen entgegenliefen, die ihnen Schüsseln mit Milch brachten; dann sah sie auch immer die Rennpferde hinaus- und wieder zurückführen; mitunter waren sie so beschämt, wenn sie heimkamen, daß ein Teil ihrer Toilette im Hofe besorgt wurde. Von ihrem Küchenfenster aus sah sie dann, wie das schöne Tier mit einer Kette an dem Haken in der Mauer befestigt wurde, und wie der kleine Junge in Hemdärmeln und aufgekrempten Hosen an die Arbeit ging. Ohne Furcht vor dem Pferde zu haben, schrie er es an und zwang es zum Gehorsam mit dem Stock, wenn es, gekübelt durch die Bürste, mit der sein Bauch gereinigt wurde, stoßen und beißen wollte. Dann sah sie die Jungen, die, wenn ihre Arbeit vorüber war, dort miteinander rangen und Ball spielten, und das blasse, dünne Gesicht des „Kleinen Teufels“, der ihnen neidisch zusah. Sie sah den „Kleinen Teufel“, wie er herauskam, fertig zu seinem langen Spazierlauf hin und zurück nach Portsklade, in einen, wie er es nannte, „glühend heißen Dien von Ueberzieher“ gehüllt.

Esther sehnte sich öfter danach, sich mal mit diesen Jungen herumzubalgen. Sie war jetzt schon sehr beliebt bei ihnen; einmal trafen sie im Heuschuppen zusammen, da amüsierten sie sich köstlich, indem sie einander mit Heu bewarfen; mitunter wallte ihr heißes Blut auf und sie wurde ärgerlich, aber sowie sie die andern lachen hörte, wurde sie auch wieder fröhlich und heiter. Mitunter gingen sie auch in Gedanken verfunken nebeneinander her, bis einer plötzlich dem nächsten einen so geschickten Stoß versetzte, daß die ganze Gesellschaft

umfiel und auf dem Grase herumrollte, wobei sie vor Vergnügen laut schrieen. Dann kam der Tag, wo ihr der „Grütkopf“ anvertraute, daß er verliebt sei; wie sie sich da amüsiert hatte, und wie sie ihn glauben gemacht hatte, daß sie eifersüchtig sei! Sie hatte einen Strid genommen, ihn sich um den Hals gelegt, als ob sie sich erhängen wollte, hatte die Enden desselben um einen Baumast geschlungen und war dann niedergedrückt, wie zum Gebet. Der arme „Grütkopf“ konnte es nicht länger aushalten, er sprang zu ihr hin und schwor, daß, wenn sie ihm versprechen würde, sich nicht zu erhängen, er nie wieder ein andres Mädchen ansehen wollte; da aber sprangen die andern Jungen, die von weitem zugehört hatten, plötzlich dazu. Wie die den „Grütkopf“ neckten! Er war in Thränen ausgebrochen und hatte Esther so leid gethan, daß sie sich aus Mitleid fast hätte entschließen können, ihn zu heiraten.

Ihr Leben wurde immer schöner und schöner jetzt; siekehrte sich nicht mehr daran, daß Mrs. Latch sie nichts lehren wollte vom Kochen und Baden, auch an Sarahs Anspielungen auf ihre Unwissenheit hatte sie sich nachherade gewöhnt. Sie war immer noch sehr arm und hatte bei weitem nicht Kleider genug, und ihr Leben bot immer noch genug Placereien und Mühen jeder Art; aber es gab auch Freuden und Belohnungen für sie. So zum Beispiel kam Mrs. Barfield stets zu ihr, wenn sie etwas schnell haben wollte, und auch Miß Mary wandte sich lieber an sie als an die Köchin, wenn sie Milch für ihre Katzen oder Futter für ihre Kaninchen brauchte.

Der „Alte“ und seine Rennpferde, die „Heilige“ und ihr Gewächshaus — das war der Inhalt des Lebens in Woodview. Die wenigen Gäste, die dort hinfamen, wurden meist von Miß Mary empfangen und im Salon oder auf dem Tennisplatze unterhalten. Mrs. Barfield empfing niemand; sie war zufrieden, wenn man sie in ihrem alten, abgetragenen Kleide — ein von ihrer Tochter beiseite geworrenes Kleidungsstück — und ihrem alten Hut mit einer verblähten Moynblume auf dem Kopfe, ruhig herumlaufen ließ. In diesem Anzug ging sie durch ihre Gewächshäuser, begoß, pflanzte und pflegte ihre Blumen. Diese Pflanzen waren ihr, mit Ausnahme ihrer Kinder, das Liebste auf der Welt! Sie behandelte sie in der That fast wie ihre Kinder und konnte den ganzen Tag über im Gewächshause sitzen, sie reinigen und von Insekten befreien, während die glühende Sonne durch die Glascheiben ihr auf Rücken und Schultern herabbrannte. Kannen und Eimer voll Wasser schleppte sie selbst den langen Gartenweg hinab bis zum Gewächshause hin und klagte doch nie über Müdigkeit. Schelten konnte sie überhaupt nur, wenn Miß Mary ihre Lieblinge zu füttern vergaß. Sie hatte deren eine große Anzahl: Kaninchen, Katzen, Vögel, und die ganze Sorge für diese Tiere ruhte auf ihren Schultern. Sie konnte es nicht mit ansehen, daß diese armen, stummen Geschöpfe hungerten, und ging darum lieber selbst nach der Küche und den Ställen, um ihnen Futter zu besorgen. Aber mitunter war es mehr Arbeit, als zwei Hände zu bewältigen vermochten, und sie schickte in solchen Fällen Esther mit Stücken Fleisch und Brot und Schälchen voll Milch zu den armen Vögeln hin, die Mary mitleidslos vergessen hatte.

„Ja will gar keine Lieblinge mehr halten,“ pflegte sie zu jagen. „Miß Mary will nicht nach ihnen sehen, und die ganze Mühe fällt auf meine Schultern. Seht bloß diese armen Katzen an, wie hungrig sie sein müssen, daß sie so um einen herumtrieben und miauen!“

Sie sprach gern von ihrer unerschöpflichen Liebe für stumme Geschöpfe, namentlich mit Esther, und brachte das Mädchen so allmählich dahin, ihr die Geschichte ihres eignen Lebens zu erzählen.

Die „Heilige“ hörte gern, wenn Esther von ihrem Vater und dem kleinen Trödlerladen in Barnstaple erzählte, sowie von den Betabenden und dem Ernst und der Frömmigkeit dieser Brüder. Die Verhältnisse, in denen sie nun so lange schon lebte, hatten ihre einst so festgewurzelten Gewohnheiten etwas verwischt; die Religion war bei ihr wie ein blühender Garten, etwas weniger gut gepflegt als früher, darum aber noch ebenso heiß geliebt; und während sie Esthers Geschichte anhörte, zog ihr eignes früheres Leben noch einmal an ihrer Seele vorbei, und diese Erinnerungen erfüllten sie mit stiller Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Während literarische Leistungen heutzutage doch schon einigermaßen rechtlich geschätzt sind und namentlich eine Anerkennung dieses Rechtes allmählich auch in der öffentlichen Meinung finden, liegen die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der musikalischen Leistungen noch fast völlig im Argen. Nicht nur, daß wirtschaftliche Äquivalente für musikalische Kompositionen weit spärlicher sind, als solche für literarische, sind jene auch jedem Belieben der fremdesten Leute, die sie aufführen wollen, preisgegeben. Nach manchen ziemlich erfolglosen Anläufen zur Ueberwindung dieser Mißstände ist nun die „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“, die seit ungefähr einem Jahre besteht, mit allem Eifer daran, in diesen Verhältnissen Wandel zu schaffen. Sie hat soeben in einer Zeitschrift ihre Absichten und Einrichtungen und ihre Verantwortungen von Angriffen kundgegeben: „Die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht. Zur Aufklärung und Abwehr.“ (Berlin, Karl Heymanns Verlag 1904). Es kann uns hier nicht darauf ankommen, in die Einzelheiten dieser Erklärung einzugehen, deren Herausgeberin ja von den musikalisch besten Namen getragen ist. Es genügt zu sagen, daß uns die Sache einen durchaus guten Eindruck macht, daß die vielen durcheinander gehenden Schwierigkeiten durch eine glückliche Organisation überwunden zu sein scheinen, und dergleichen mehr. Daß die großen Konzertagenturen und selbst manche Gruppen von Verlegern der neuen Macht feindselig gegenüberstehen, läßt sich denken. Jedenfalls sei dieser Leipziger Bewegung ein beites „Glückauf“ zugerufen!

Bedenklich scheint es uns zu sein, daß die „Internationale Musikgesellschaft“ nicht auf die Höhe gelangt, auf die sie unter andren Umständen infolge ihres glücklichen Grundgedankens kommen könnte. Es scheinen ganz typische Fehler in ihrer Behandlung gemacht worden zu sein, und wir werden vielleicht mit einem allmählichen Hinschwinden dieser Vereinigung rechnen müssen. Für uns ist es deswegen bedauerlich, weil wir glauben, daß wohl nur ein primitiveres Kunstleben gänzlich aus sich allein das bestmögliche leisten kann. In unren vorgezeichneten Verhältnissen wird es wohl nicht anders möglich sein, als daß alle künstlerische Praxis von zahlreichen sie ergänzenden praktischen Veranstaltungen und theoretischen Bemühungen mit getragen werde. War in früheren Zeiten eine sogenannte ästhetische Kultur entweder dem ganzen Volke ohne weiteres eigen oder hingegen überhaupt nicht zu erreichen, so ist es jetzt anders. Wir können nicht nur, sondern müssen auch mit bewußten Anstrengungen das nachholen, was frühere Zeiten mit ihren weniger verwickelten Verhältnissen sozusagen von selber gegeben haben. In diesem Sinne brauchen wir auch eine endliche Weiterbildung der musikalischen Ästhetik und der Kunsttheorie überhaupt, die ja in Deutschland geradezu eine klassische Blütezeit gehabt hat und sich seither recht dürftig weiterentwickelt. Uns interessiert im Augenblick am meisten der Umstand, daß das deutsche Volk zum Leben der Kunst etwas von sich aus mitbringt, das manche gegenwärtige Erscheinungen gut erklären kann. Wenn in der That alle Kunst, und so auch die Musik, der Ausdruck seelischer Erlebnisse und zwar in schönen Formen ist, so werden leicht verschiedene Völker sich in verschiedener Weise auf diese zwei Eigenschaften jeglicher Kunst verteilen. Der alte Dichterspruch: „Das Geheimnis der Form hat mich der Sünden gelehrt“, findet auch hier seine Bestätigung, verlangt aber eine Ergänzung durch einen andern Spruch: „Das Geheimnis des Ausdrucks hat mich der Norden gelehrt.“ Die allmähliche Befreiung des deutschen Kunstlebens von fremdländischem Einfluß hatte denn nun auch folgerichtig in der deutschen Kunst alles das bezwungen, was teils als Ausdruck im engeren Sinne, teils als Charakteristik, teils als Wahrheit und dergleichen bezeichnet werden kann. Die musikalische Moderne steht wesentlich unter diesem Zeichen.

Einen besondern Anlaß zu diesen Betrachtungen bot uns ein Konzert, das vor kurzem *Wilh. Benda* mit dem Philharmonischen Orchester in der Philharmonie gegeben hat. Er brachte drei Nummern, und zwar jede „zum erstenmal“. Unter diesen Erstaufführungen besaß auch die Symphonie C-moll von Franz Schubert, komponiert April 1816, die sogenannte „Tragische Symphonie“. Es ist mir nicht möglich, zu glauben, daß diese Symphonie noch überhaupt nirgends aufgeführt sei; vielleicht war es nur eben in Berlin noch nicht geschehen; bekannt ist sie jedem Musikfreund längstens. Tragisch ist sie nur einmal nicht. Ob nun Schubert oder ein anderer ihr den Namen gegeben hat; jedenfalls ist es immerhin bezeichnend, daß unter einem so tiefgehenden Namen eine großenteils sehr hübsche, aber doch nicht erschütternde, ja sogar manchmal mehr komische Musik vorgeführt wird. — Ganz anders verhielt es sich nun mit einer wirklichen Erstaufführung, mit einer symphonischen Dichtung für großes Orchester, „*Penthesilea*“, nach dem gleichnamigen Trauerspiel Heinrich von Kleists, von dem früh verbliebenen *Hugo Wolf*. Eine sympathische Erläuterung von Dr. Richard Vatka führte uns dem Wesen der Dichtung fast näher, als es durch die Aufführung geschehen ist. War nun Herr Benda oder das Orchester oder eine zu geringe Zahl von Proben schuld: kurz, das Werk kam dervort ohne eine genügende Belohnung seiner Hauptbestandteile heraus, daß schwer über seinen Wert zu urteilen ist. Ahnen läßt sich freilich, daß etwas Bedeutendes in ihm steckt. Mit der Westheit des Häßlichen muß man sich vor einem solchen Werk allerdings bereits abgefunden haben. — Durchaus nicht nötig ist dies gegenüber einer andern Erstaufführung jenes Konzertes: der Symphonie D-moll, op. 8, für großes Orchester, von *Walter*

Rabl. Das ist nun einmal weder ein häßliches Werk noch ein spezifisches Werk des Ausdrucks — höchstens des Eindruckes, den auf den Komponisten seine Vorgänger gemacht haben. Es ist so geschickt und gefällig gestaltet, wie manches, was man da und dort zu hören bekommt; der dritte Satz (eine Art Scherzo) sogar recht hübsch; das Ganze gut brauchbar zur Ergänzung eines Programms und vor einem Publikum, das gegen Reminiscenzjägererei eingenommen ist.

Mit dieser Beurteilung; geschickt und gefällig, müssen wir uns über manche Konzerte hinaussetzen, die wir von Zeit zu Zeit hören, und von denen man einige Tage später kaum mehr eine andre Erinnerung behalten hat, als die Konzertprogramme und etwaige Notizen darauf. So hat z. B. der blinde Violoncello-Virtuose *Reinhold Schaaß* gespielt: ganz nett, ohne irgend eine Erwärmung. Ein Klavierkomponist und Klavierpieler *Richard Richter* machte uns mit einem interessanten „Dämonischen Geister Tanz“, einer rhapsodischen Tondichtung von ihm selbst, bekannt. Weniger gut gefiel uns sein, übrigens auch auf Liszt ausgedehntes, Klavierpiel, zumal durch eine Unklarheit in den Stellen der größten Kraft. Eine mit ihm zusammen konzertierende Sängerin *Elisa Diez von Stein* fiel uns durch ihr Bemühen nach einer verständnisvollen Accentuierung auf. Nur mühte ihr Klang seiner geschult, namentlich der Gegensatz der Register mehr ausgeglichener sein. Sie sang u. a. ein Lied, „Verat“, von *Hans Pfitzner*, ein durchaus vornehm gehaltenes Jugendwerk dieses Komponisten, dem wir gern öfter begegnen würden.

Mit jenem Lisztspiel nähern wir uns aber bereits der Gegend unres Konzertlebens, in der es nicht so einfach zugeht, daß wir uns mit einem „geschickt und gefällig“ verabschieden könnten. Dem jungen Künstler *Herwarth Walden* fehlt es keineswegs an gutem Willen, an Originalität und selbst am Können. Allein die Art und Weise, wie er Liszt und gar erst Beethoven geradezu herunterhaut, führt uns auch über die Ästhetik des Häßlichen hinaus. Oder wollte er beweisen, daß das Klavier ein abscheuliches Instrument ist, wenn man ihm ein größeres Fortissimo zumutet? — Der Saal (die Singakademie) wurde in diesem Konzert für jedes Vortragsstück teilweise verdunkelt. Einen besonderen positiven oder negativen Eindruck haben wir davon allerdings nicht gewonnen. Eingegen will uns der Eindruck jener entschlichen Fortissimo-Töne des Klavieres, den wir hier und auch an manchen andren Stellen gehört, nicht aus der Erinnerung gehen. Warum senden die Friedensfreunde nicht einfach solche Klavierpieler mit ihrem Rechtstein mitten zwischen die kämpfenden Russen und Japaner hinein? — Vielleicht würde dann der Krieg sofort zu Ende sein.

Entschieden zum Spott herausfordernd, und doch keineswegs ohne Ernst und ohne Anrecht auf nähere Beachtung, ist vor kurzem eine neue „Freie Künstlervereinigung“ vor das Publikum getreten, genannt „Die Unbekannten“. Die äußere Anordnung war so ungeheuer und nachlässig gemacht, daß man schon deswegen das Recht hätte, kurz über die Sache hinweg zu gehen. Außerdem handelte es sich um ein Programm von 16 Nummern, deren mehrere wieder aus einigen Stücken zusammengefügt waren. Im großen ganzen also der Eindruck einer Schüler- oder Dilettantenvorstellung; ein teneres und außerdem terteloses Programm erhöhte noch die Auszeichnung des Abends. Tatsächlich scheinen aber doch einige gute Absichten und tüchtige Kräfte in dieser neuen Sache zu stecken. Wir mußten uns natürlich auf das Anhören von einigen wenigen Nummern beschränken, da Menschen eben Menschen sind. Besonders fiel uns auf, daß Herr Professor *Krüger-Nystedt* durch Vorträge auf dem Fagott die vielbesagte Einformigkeit der sonstigen Konzertprogramme überwand. Es scheint uns durchaus empfehlenswert zu sein, daß auch die Klangfarben der für Solo sonst seltener gemacht werden. Unter den übrigen Leistungen sei der Vortrag einer Arie durch *Fräulein Elisa Keller* hervorgehoben; die Sängerin besitzt einen sympathischen vollen Alt und wird hoffentlich einmal Tüchtiges leisten, wenn ihre Stimme noch weniger roh gebildet sein wird.

Einstweilen ist vielerlei über unser Opernhaus oder über unsere Opernhäuser zu hören. Die Gelegenheit wäre so schön gewesen, daß man die unpraktische und kunstwidrige Bude unter den Linden gleich ganz niedergehauen hätte. Allerdings hätte man dann auch noch einiges andre niederrücken sollen, das in dieser Bude bisher gesteckt ist. —

Kleines feuilleton.

II. Auf frischer Erde. Frühjahrsfonnel! Zwischen Schnee und Regen, zwischen windzerzausten Wolken ein verirrter Strahl. Er läuft an den hohen Häusern entlang und wirft über ihr verruhtes Grau ein warmes Goldlicht. Er zittert über die düstigen Wäme am Straßenrand und spiegelt sich flimmernd in den Regentropfen, die noch an den Spitzen der kahlen Zweige hängen. Er huscht über das Pflaster und trinkt das Restchen Schnee, das hier und da noch liegen blieb, er huscht auch hinüber nach dem Neubau, der noch im Winterschlaf ruht und liegt hell und leuchtend auf der freien Erde. Freie Erde — ein kleiner Platz, eng begrenzt, gerade die Straßenbreite vor dem Neubau, Pflaster, Sand und Müll und doch

freie Erde, voll von jenem kühlen, feuchten Duft, den frischgefallener Regen hinterläßt.

Die Damen, die vorüber müssen, nehmen ihre Kleider hoch, und auch die Männer machen einen weiten Bogen.

Standal, daß hier noch nicht gepflastert ist! Abscheulicher Schmutz!

Die Kinder sind ganz anderer Meinung. Freie Erde ist hier, frische, freie Erde! — Was weiß das Großstadtkind von freier Erde? Steine sind sein Spielplatz, Steine im Hofe, Steine auf der Straße, kalte, harte, raube Steine.

Und hier ist freie Erde, Erde, die man mit den Händen formen, darin man wühlen, graben, bauen kann. Freie Erde im goldenen Lichtband wärmender Frühjahrsstrahlen.

Wie eine Dase in der Wüste liegt sie in dem Steinmeer, wie ein riesiger Magnet, der seine unsichtbaren Strahlen weit hinaus-schickt und alles zu sich hingiebt, alles, was Kind heißt.

In hellen Haufen kommen sie getrippelt, gesprungen, gerannt und gelaufen. Große, kleine, aller kleinste aus den nahen Häusern und aus den fernem, selbst aus den entlegenen Nebenstraßen. Kinder der Armut im dürftigen Röckchen mit schmalen, kränklichen Gesichtern und „bessere“ Kinder mit blühenden Wangen. Es trübelt und wimmelt auf dem braunen Fleck wie in einem Ameisenhaufen!

Und es giebt hier weder arm noch reich, weder hoch und niedrig, es ist alles eins.

Musen, Lachen, Rennen und Jagen, Reifenspringen, Murnel-schießen, Triefeldrehen, Baden und Graben, „Himmel und Hölle“, auch ein ganz klein bißchen Zank und Streit, wenn einer eine Murnel „stibigen“ will . . .

Frühling!

Frühling im Winter. Die Sonne leuchtet. Was thut es, daß sie wieder schwinden muß, und daß im nächsten Augenblick vielleicht schon wieder die Flocken fliegen? Jetzt ist sie da und glänzt und lacht, und all die Kinderangen glänzen und lachen mit.

Es steigt ein Jubel auf von diesem Stückchen Erde, wie Veräch-trissern über junger Saat. —

Da auf einmal ein jäher Schrei: „Es regnet — es regnet!“ Ein Lachen und ein Kreischen, im Nu ist alles zertrüben.

Die Sonne hat sich wieder verdeckt, der Sturm peift durch die Straße und peitscht den Regen vor sich her, der Platz vor dem Neu-bau liegt verlassen. —

— Eine neue Deutung des Wortes Hansa giebt der Breslauer Professor Colmar Schaube in der Zeitschrift des germanistischen Seminars in Breslau. (Leipzig, Teubner.) Nach dieser Auffassung bedeutet Hansa ursprünglich nicht Handelsgenossen-schaft, sondern vielmehr die Handelsabgabe, die von den Kauf-leuten beim Eintritt in die Kaufmannsgilde erhoben wurde. Schaube bringt für seine Ansicht ein ungemein reichhaltiges Material bei. So heißt es in einem Privileg, daß im Jahre 1127 Herzog Wilhelm von der Normandie den Bürgern von St. Omer in Französisch-Flandern gab, daß die Bürger dieser Stadt, wenn sie zu Handels-geschäften nach den kaiserlichen Ländern reisten, keine Hansa zu ent-richten haben sollten. Eine Kaufmannsgilde bestand damals auch schon in dieser Stadt, aber sie führte stets nur den Namen einer gilda mercatoria. Der Name Hansa kommt dafür erst in den französisch abgefaßten Statuten aus dem 13. Jahrhundert vor. Der gleiche Sachverhalt ist für die meisten handeltreibenden Städte Hollands und Flanderns nachweisbar, so in Gent, Antwerpen, Groningen, Dordrecht, Nidderburg und vielen andern. Den Bürgern von Lübeck gewährte im Jahre 1188 Kaiser Friedrich I. Verlehrs-freiheit im ganzen Herzogtum Sachsen und ebenso fremden Kauf-leuten in Lübeck ohne Entrichtung von Zoll und Hansa; in einer Urkunde des Erzbischofs von Köln vom Jahre 1259, worin dieser Kölns Stapelrecht bestätigt, wird ein altes, als Hansa bezeichnetes Recht erwähnt, demzufolge jeder Bürger der Stadt einen fremden Kaufmann, der dem Stapelrecht Kölns zuwiderhandelte, ergreifen und strafen konnte. Auch nach Frankreich und nach Mittel- und Oberdeutschland ist das Wort vorge drungen, es findet sich unter andern in Regensburg, Wien und Steiermark. Im Französischen bedeutet hancer: gegen Zahlung der Hansa ein Handelsrecht — später überhaupt ein Recht — erhalten oder verleihen; insbesondere ist in passivischem Sinne hancé (ein Gehanster) jemand, der gegen Leistung der Abgabe in das damit verbundene Recht aufgenommen ist. Mit dieser Abgabe hängt das Amt der Hansgrafen als der Be-amen zusammen, die mit der Erhebung und Verwaltung dieser Ab-gabe betraut waren; sie begegnen uns zuerst in den Statuten der Stadt Lille vom Jahre 1235 und wurden aus dem bezeichneten Amt in der Folge zu den städtischen Kämmerern und Schatzmeistern der Städte überhaupt. In Bremen bestand dieses Hansgrafenamt, aller-dings mit geänderten Befugnissen, bis zum Jahre 1879. Daß es nicht den Vorsteher der Hansagenossenschaft bedeutet, geht nach Schaube unzweifelhaft aus seinem Material hervor, indem unter 13 verschiedenen Orten oder Gegenden, wo ein Hansgraf erwähnt wird, er zwölfmal nicht der Vorsteher einer solchen Genossenschaft ist. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zuerst bei der nach England handeltreibenden Genossenschaft der flandrischen Städte, kommt der Name Hansa im Sinne von Handelsgenossenschaft auf. („Kölnische Zeitung“.)

— Ueber die Bienen in Deutsch-Ostafrika schreibt ein Vene-diktiner in den „Missionsblättern“: Die afrikanischen Bienen sind, wie mir scheint, etwas kleiner als die europäischen und, obwohl wild, nicht so leicht reizbar wie die europäischen, vorausgesetzt daß man sie in Ruhe läßt. Tritt man ihnen aber gar zu nahe, sei es, um ihres Honigbestandes habhaft zu werden oder gar um sie zu zähmen oder an europäische Sitten zu gewöhnen, wie in einem für dieselben hergerichteten Korbe oder Staßen zu wohnen, wie jene in Europa, so können sie auch ganz afrikanisch wild werden und einen jämmerlich anzusehenden Schwarm bilden für diese Bienen offenbar ein besonderes Anziehungsmittel. So weiß ich, daß sich im Jahre 1898 ein Schwarm im Reisefloß des Dr. Elias einbaute, weil darin einige gelbe Wachssterzen deponiert waren, die auch gleich zum Wabenhaue benutzt wurden. Als Flugloch diente das Schlüsselloch des Koffers; die Waben selbst waren an den Dedern des Koffers angebaut. Zu diesem Frühjahr nistete sich ferner ein Schwarm hier in unserer Sackreise in einem Schrank ein, wo ebenfalls Wachssterzen in der Nähe waren und wo man sie auch eine Zeitlang gewahren ließ, da die Bienen anfangs ganz gut waren und man sich für später eine hübsche Portion Honig versprach. Später wurden dieselben aber lästig, so daß deren gewaltsame Entfernung sich als unbedingt notwendig erwies. Die meisten Schwärme finden sich hier in hohlen Bäumen, deren es hier in der hohen Waldwildnis ja massenhaft giebt. Um des Honigs habhaft zu werden, räumen die Schwärme die Bäume meistens von unten aus, um nach Vertreibung der Bienen bei Einbruch der Dunkelheit die Honigwaben zu nehmen, wobei aber meistens der ganze Stock vernichtet wird. Um die Bienen anzulocken, bedienen sich die hiesigen Schwärme auch häufig des künstlich ausgehöhlten Stückes eines Baumstammes von 1 bis 1 1/2 Meter Länge oder auch eines ebenso langen Stückes einer ganzen Baumrinde, die sie, unten und oben mit Dedel und auf einer Seite mit einigen kleinen Löchern versehen, in den Weiten eines höheren, meist schwer zugänglichen Baumes befestigen. Als Lockspeise wird mitunter ein wenig rohes Wachs oder auch gewisse Blüten und Wurzeln vorher hineingethan. Doch werden die meisten dieser künst-lichen Wienenhäuser von den Bienen selbst verschmäht. Im all-gemeinen giebt es noch ziemlich viel Bienen hier, besonders in den angrenzenden trockenen, jedoch wald- und blütenreichen Hoch-ländern. Eine Weinflosche voll Honig kann man durchschnittlich für 8 bis 10 Besa (etwa 20 Pf.) kaufen. —

Humoristisches.

— Der verkannte Hecht. Junge Frau (die der Köchut zuzieht, wie sie den bereits abgekuppten Hecht nun aufschneidet, und beim Ausnehmen der Eingeweide zu ihrer Ueberraschung dabei zwei kleine Fischechen bemerkt): „Sehen Sie, was Sie für eine dumme Person sind, da haben Sie sich bei dem Fischer ein Weibchen an-hängen lassen.“

— Blumen-sprache. Gymnasiallehrer: „Zhr Sohn hat mich heute quasi beschimpft, indem er mich mit „Mahlzeit, Herr Professor!“ begrüßte, als er mir auf meinem Spaziergang be-gegnete.“

Vater: „Unpassend finde ich diese Form allerdings, indessen beschimpft.“

Gymnasiallehrer: „Beschimpft! Allerdings! Wo ich mir gerade eine Distel betrachtete.“

— Rep. II. A.: „Giebt's bei Euch in der Pfalz auch Neb-hühner?“

B.: „Soll will ich meene, alle Beem' hocke voll.“

A.: „Ja sigen denn die Nebhühner bei Euch auf den Bäumen?“

B.: „No, wo solle sie denn sige, wenn humme schon alles gerudelt voll is?“ —

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Carl Weiß hat sein Theater in der Großen Frankfurter-straße vom 1. April ab auf fünf Jahre an den Direktor des Leipziger Vattenberg-Theaters, Max Fischer, verpachtet. —

— Hans Pfizners romantische Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ fand bei der Aufführung im Münchener Hoftheater eine geteilte Aufnahme. —

— Im Hoftheater zu Schwerin hatte die dreiaktige komische Oper „Die Nonne von Ghioeni“ von Konrad Schröder bei der Erstaufführung einen starken Erfolg. —

— Aegyptische Töpfereien aus der ersten Dynastie (etwa 2300 v. Chr.) können, wie der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben wird, deutsche Museen, die dem Publikum ohne Eintrittsgeld geöffnet sind, kostenlos erwerben. Gesuche sind bis zum 20. März an den Direktor der Ausgrabungen zu Beni Hasan, Abu Sirkas in Oberägypten zu richten. —